

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr. 11. November 1910. Zweiter (Theil.)

Nummer 12.

Sehnsucht.

Wie eine leise Glocke klingt
Die Sehnsucht in mir an;
Weiß nicht, woher, wohin sie singt,
Weil ich nicht lauschen kann.

Es treibt das Leben mich wild um,
Dröhnt und mich mit Gebraus,
Und mählich wird die Glocke stumm,
Und leise klingt sie aus.

Sie ist nur für den Feiertag
Gemacht und viel zu fein,
Als daß ihr bebedanger Schlag
Drang in die Lärmflut ein.

Sie ist ein Ton dorten her,
Wo alles Feier ist;
Ich wollte, daß ich dort wär,
Wo man den Lärm vergißt.
Otto Julius Bierbaum.

Am thaurischen Morgen.

Ein Strandbild von Hedwig Nicolay.

Es war noch sehr früh. Heiter
Blauete der thaurische Morgen über
dem Strande, mürmelnd und glänzend
lag das Meer. Weiße Mövener
schossen unter dem blauen Himmel
dahin, und Alles war still, denn
heilig und so traumhaft, als sei man
hundert Meilen vom Getriebe eine
Waldinsel entfernt.

Mit spähenden Augen, das Mä-
schen weit vorstreckt, auf dem aufer-
stehenden Füßchen balancierend, sah
Fräulein Otti Besser zu dem Boote
„Nix“ hinüber, die sich so tot-
vom Morgenwind umschmeicheln ließ,
wie zu einem großen Schöpfstafel-
voller Geheimnisse, aber zu entfern-
laa, um trockenen Fußes zu ihr zu
gelangen, bei jedem Schritt vorwärts
gab der Sand bedenklich nach und
kleine Wasserlachen sammelten sich in
den Fußspalten.

Und doch mußte sie unter alle
Umstände nicht an die „Nix“
heran, um ihren Sonnenschirm zu
suchen. Den hatte sie gestern nach der
Segelfahrt mit den Eltern ver-
gessen, als sie beim Aussteigen einen
Gruf erhielt, einen Gruf von „ihm“,
der außerhalb seiner Fernezeit mit
Ernst und Eifer die Mädchen zu
lehren und den Knaben zu wehren
hatte, der ein dunkler, stämmiger,
junger Herr war und Doktor Erhard
hieß.

Gestern Abend hatte sie nun beim
Stnoten einer Hätelarbeit, an welcher
wie an geologischen Geschieben auch
verschiedene Zeitalter erkennbar waren,
natürlich immerzu an „ihn“ ge-
dacht und sich dabei überlegt, wie sie
morgen ihr Persönchen durch eines
ihrer hübschen Kleider so lieblich als
möglich entfalten konnte, als es ihr
plötzlich wie ein Messer durch die
Seele ging. Sie begann sich mit
einem Male, daß sie ihren Sonn-
schirm im Boot hatte liegen lassen,
den wunderschönen Schirm, den die
Mama ihr nicht hatte kaufen wollen,
weil er zu teuer war.

Sie hatte die Nacht vor Mitter-
nacht kaum schlafen können und war nun
vor Tau und Tag aufgestanden, um
den Verlorenen zu suchen.
Vor ihr befanden sich tiefe Fuß-
spuren, welche das Wasser noch nicht
ganz weggewaschen hatte, sie zeigten,
wie weit die Pioniere der Klei-
natenerbewaffneten Strandläufer vor-
gedrungen waren. Ach, die Glück-
lichen, die ihre braungebrannten
Füßchen, ohne Rücksicht auf kunst-
reiche Produkte der Schuhmacher-
kunst in den feuchten Sand tauchen
durften!

Ein Gedankenblitz durchzuckte Otti.
War sie denn in ihrem Leben noch
nie barfuß gegangen?

Otti lächelte bei diesem Gedanken
und sah sich schau um. Sie war
ganz allein, nur die Mövener wiegen
sich in der Luft.
Schnell entschlossen bückte sie sich,
riß die Knöpfe ihrer hohen Stiefel
auf, streifte im Nu ihre langen
Strümpfe ab, und patfch, patfch, trat
sie in den nassen Sand. Beinahe
ließ sie den eigentlichen Zweck ihres
Häufchens vergessen, solchen Spafz
machte es ihr, die wassergefüllten
Spuren ihres niedlichen Fußes dem
Sande einzudrücken.

Eben wollte sie sich mit Eifer an
das Werk des Suchens machen, in-
dem sie sich über die hölzernen Sei-
tenwände der „Nix“ bog, als sie
einen eigentümlichen Ton wie ein
Käuspfer hinter sich hörte. Hastig
wandte sie sich um und glitt vor
Schreck fast in das Wasser, denn vor
ihr stand, ein mühsam verholtenes
Lächeln um die Lippen, „er“, der Dr.
Walter Erhard.

Er lästete höflich den Hut, wobei
die Morgenluft spielend sein braunes
Haar bewegte. „Schon so früh auf-

gnädiges Fräulein“, sagte er, sein
Lächeln wurde deutlicher und wär-
mer. „Und — und —“ er stockte,
denn er wußte nicht recht, ob er von
der Verfassung, in der er sie fand,
Notiz nehmen sollte.

Das gnädige Fräulein stand vor
ihm mit gesenktem Köpfechen und so
rot, wie sie nur werden konnte.
Endlich begann sie zu stottern:
„Ich — ich habe gestern meinen
Sonnenschirm verloren...“
„Ach, und Sie suchen ihn?“ er-
barmte er sich ihrer. „Nun, wenn
ihn die See nicht fortgespült hat,
wird er ja wohl zu finden sein. Darf
ich helfen?“

Sie nickte schüchtern, während er
ohne Bedenken in's Wasser trat und
das ganze Fahrzeug nach dem Hüch-
ling abzuschleppen begann.
„Hier ist er nicht, muß ich bebau-
ern konstatieren“, sagte er.

Otti schob die Unterlippe vor und
sah so hilflosbedürftig und süß aus,
von dem blonden Haar herab, bis zu
den nackten Füßchen, daß der junge
Doktor bringen an sich halten mußte,
sie nicht in seine Arme zu schließen
und zu trösten.

„Was nun?“ fragte sie ganz klein-
laut.
„Wahrscheinlich hat ihn der Schif-
fer an sich genommen“, entgegnete er
beruhigend. „Wir machen die Sache
an der Strandtafel bekannt, ich will
das gern besorgen, gnädiges Fräu-
lein.“

Sie nickte dankbar und sah dabei
unwillkürlich an sich herab, ihr Blick
streifte ihre Strümpfe und Schuhe,
und wieder wurde sie puterroth.
Walter Erhard wandte die Augen
nicht von ihr, er bemerkte ihre Ver-
legenheit, und lächelnd meinte er:
„Was Sie für reizende Füßchen ha-
ben, Fräulein Otti, — pardon —
gnädiges Fräulein.“

In steigender Verwirrung bemerkte
sie: „Bitte, sagen Sie ruhig, Fräu-
lein Otti, das klingt viel schöner als
die unpersönliche und indifferente
Anrede „gnädiges Fräulein“, die gar
nichts besagt.“
„Tausend Dank für die Erlaubnis
Fräulein Otti“, rief er beglückt. In
seinen Augen stand ein helles Leuch-
ten.

Sie mußte gar nicht mehr, wohin
sie blicken sollte.
„Aber nun, Fräulein Otti, da ich
nun einmal unfreiwilliger Zeuge ge-
worden bin, wie Sie sich für Ihre
wissenschaftliche Stranduntersuchung
präparieren, gestatten Sie mir wohl
Ihnen als Freund in tiefer Erzeu-
benheit den vielleicht indiskreten
Rath zu geben, sich wieder ein wenig
— den bestehenden Verhältnissen
— ankommodieren; die Stunde rückt
vor...“

„Um Himmels willen“, rief Otti
erreat, „ich glaube, da kommen schon
Leute.“

Nur zwei von der Kultur wenig
bedeckte Ureinwohner dieses Stran-
des, meinte er. „Immerhin empfehle
ich Ihnen die „Nix“ als Toiletten-
zimmer, es bewahrt Sie vor neugier-
igen Blicken. Bitte, setzen Sie Ihren
Fuß auf meine Hand und fügen Sie
sich getrost auf mich.“
Um daheim, wenn sie mit ihrer
Vater spazieren ritt, auf ihr Pferd
zu gelangen, waren ihr dergleichen
Hilfen geläufig. Das Anerbieten die-
ses Ritterdienstes frappte sie be-
halb nicht so sehr; sie erwiderte nur
etwas zögernd: „Aber meine Sohle
ist ja so naß und sandig.“
„Was schadet das“, lachte er, „nur
geschwind, geschwind.“

Etwas schambast raffte sie ihre für
die Toilette unerläßliche Hobe zu-
sammen und warf sie in's Boot. Ih-
ren Moment zögerte sie noch, dann
setzte sie schnell ihren kleinen rothen
Fuß auf Walters ausgestreckte Hand,
stemmte beide Hände auf den Rand
des Fahrzeuges und schwang sich mit
einem Satz geschickt hinein, als ginge
es in einen Sattel.

Schnell war Otti mit dem Antlei-
den fertig geworden und sprang dann,
mit Hilfe ihres Ritters, in weitem
Bogen aus dem eiaentümlichen Toi-
lettenraum auf's Trockene.
In diesem Moment kam, mit leisem
Lächeln grüßend, eine bekannte
Dame vorüber, die als erste zur
Badeanstalt ging. Walter rief den
Strohhut vom Kopfe und verneigte
sich höflich; Otti dagegen nickte kaum
merklich und ärgerte sich über den
fragenden Blick, der von ihr zu Wal-
ter ging; sie kam sich wie ein er-
stappter Badfisch vor.

Als die Dame vorüber war, sagte
sie mit seltsamer Hast: „Adieu, Herr
Doktor, ich muß nach Hause.“
„Aber warum mit einem Male
diese Eile, Fräulein Otti?“ fragte
Walter, „ich hatte es mir doch schon
gedacht, noch ein Weilschen mit Ihnen
zu promenieren.“

„Zeit? Mit mir?“ klang es fran-
gend zurück.
„Freilich“, nickte er wieder mit dem-
selben Leuchten im Blick wie zuvor.
„Jetzt ist es doch am schönsten, wo
noch keine Menschen da sind.“

Otti stand stumm, die himmel-
blauen Augen waren verwirrt gefenkt,
sie schienen die von der Fluth über
Nacht ausgeworfenen Müdeln zu
zählen, die der sammelnden Kinder-
hände harreten.

So allerliebste hilflos sah sie wie-
der aus, das ganze kleine, hübsch
Geheimrathstöchterlein, daß Walters
Herz mit einem Male eine große
heiße Woge durchströmte.

Er neigte sich zu ihr hin, ergriff
plötzlich ihre beiden Hände, und da
ihm nur leiser Widerstand entgegen-
gekehrt wurde, zog er die schlante
Nüchchengestalt in seine Arme.

„Süße, kleine Otti“, flüsterte er,
„weißt Du es denn immer noch nicht,
daß ich am liebsten mit Dir ganz
allein irgendwo sein möchte, wo kein
Mensch meine Hilflosigkeit hört.“

Otti hob verächtlich den schimmer-
nden Blick auf, und als sie in de-
brannten Augen des heimlich Gefes-
ten den Widerschein des eigenen in-
neren Glüdes sich spiegelte sah, da
ward ihr so wunderbar zumuthe,
und ohne ein Wort zu sprechen, nur
leise erschauend, lehnte sie ihr blon-
des Köpfechen an seine Brust.

Die See sang ihr gewaltiges, ur-
emiges Lied, aus dessen geheimniß-
vollem Brausen es den beiden jun-
gen Menschen wie die Verheißung
eines reinen Glüdes entgegenklang.

Entstehung und Verhütung von Alpdrücken.

Dieser krankhafte, höchst beängsti-
gende Traumaustand äußert sich in
dem Gefühl einer drückenden Last,
welche die Brust so turawär beengt,
daß der Betroffene weber sich bewegen,
noch um Hilfe rufen kann und jeder
Augenblick zu erstickt fürchtet. Dabei
sieht er im Traum meist ein angemi-
ßenes geistliches Wesen, den „Alp“,
welches sich auf seine Brust setzt, ihn
zu erwürgen droht, Sprache und Be-
wegung ihm raubt: „Ein gräßlicher
Alp, dir schwer aufliegend im Angit-
traum“ (Boß). Trotz der heftigsten
Anstrengungen kann der Schlafende
lange Zeit nicht die Bettdecke wegwer-
fen oder einen Hilfesdrei ausstößen.
Gelingt es ihm aber endlich, dann ist
der Anfall vorüber, er erwacht mit
dem Gefühl von Mattigkeit und
Herzklopfen, oft auch in Angstschweiß
gebadet. Das Alpdrücken kommt no-
mentlich bei vollblütigen Personen
vor, die gut leben und wenig Bewe-
gung haben. Besondere Ursachen könn-
en sein: Ueberfüllung des Magens
vor dem Schlafengehen, der abendliche
Genuß von schwer verdaulichen Spei-
sen oder aufregenden Getränken, drü-
sende Unterleibung im Nachtlager, zu
schwere Betten, heiße, schlechte Schlaf-
zimmerluft, körperliche oder geistige
Ueberanstrengung vor der Nachtruhe.
Fast in allen diesen Fällen wird der
beängstigte Traumaustand durch
große Athemnoth erzeugt. Der Betrof-
fene meint jeden Augenblick erstickt zu
müssen. Es findet eben in den meisten
Fällen ein direkt mechanischer Druck
auf die Lungen statt durch den das
Zwerchfell nach oben drängenden über-
füllten Magen oder durch die äußere
Schwere der aufliegenden Betten oder
beengender Kleidungsstücke. Andere
der vorhin genannten Ursachen üben
wieder einen lähmenden Einfluß na-
mentlich auf den sogenannten Vagus-
nerv aus, der zugleich als Nerv für die
Athmungsorgane dient. Ebenso wird
hundertlanges Einathmen schlechter
„stiaer“ Luft leicht diese Art von
„Erstickungsanfällen“ herbeiführen.
So wenig gefährlich das Alpdrücken
an und für sich ist, wünscht doch na-
türlich der daran Leidende möglichst
bald von diesen gräßlichen Angit-
zuständen befreit zu sein, welche die nö-
thige Nachtruhe stören und das Nerven-
system erschüttern. Bei der Behand-
lung muß man in erster Linie auf ein-
en etwaigen ursächlichen körperlichen
Fehler bedacht sein.

Hierher gehört namentlich beinträch-
tigte Nasenathmung. Kann jemand für
gewöhnlich nicht durch die Nase allein,
sondern nur mit offenem Munde at-
men, so laffe er sich vom Arzte unter-
suchen; eine kleine Geschwulst oder
Wucherung bilden oft die Ursachen,
welche Abdrücken und auch Asthma er-
zeugen. Ferner ziehe man nachts seine
beengende Unterleibung an und be-
decke sich nicht mit dichten Federbetten.
Die Bettdecke reiche möglichst nur bis
unter die Achseln, wobei ihr Hauptin-
halt nach den Füßen hin geschüttelt
wird. Die Arme lege man weder un-
ter den Kopf noch auf Brust oder Ma-

gen. Rückenlage vermeide man. Der
Kopf muß frei liegen und darf sich
nicht in einer tiefen Höhlung im Kopf-
fassen befinden, weil sonst die Luftzu-
fuhr behindert wird. Natürlich nügen
alle diese Maßregeln nichts, wenn im
Schlafzimmer selbst sich nicht die
ganze Nacht hindurch gute reine Luft
befindet. Auch auf seine Verdaunung
achte man; ist sie gestört, so bringe
man sie schleunigt in ihren regelrech-
ten Gang; hierbei heißt es: lieber zu
oft als zu selten essen. Abends esse
man zeitig, wenig und nur ganz leicht-
e Speisen. Wer öfter am Abendessen
leidet, möge nur Suppe genießen.
Auch alkoholische Getränke, sowie
Kaffee, Thee, Tabak können nachtheilig
wirken. Ebenso hüte man sich abends
vor körperlichen oder geistigen Aufre-
gungen und Anstrengungen. Hierbei
gehören z. B. gymnastische Turn-
übungen, geistige Nacharbeit und alle-
lei Gemüthsregungen. Jeder an
diesem Uebel Leidende möge auch dar-
auf bedacht sein, daß der schwere Alp
der Sorgen sein zufriedenes Herz nicht
drückt“ (Götting). Denn schwere
Sorgen und ein böses Gewissen er-
zeugen ebenfalls beängstigende Träu-
me und Alpdrücken. Unterstützen
möge man diese Maßnahmen durch
säkliche ausgiebige körperliche Bewe-
gung, verbunden mit tiefem Ein- und
Ausathmen. Im Verlaufe des Tages
nehme man eine kalte Abwaschung vor.
Wer oft von Alpdrücken befallen wird,
muß abends zur Blutleitung ein
halbtündiges heißes Fußbad mit stei-
tem Nachgießen von heißem Wasser
gebrauchen. Korpulente, vollblütige
Personen mögen dann unmittelbar
vor dem Schlafengehen noch eine kalte
Abwaschung des Oberkörpers machen,
schwächliche und blutarme dagegen ein
warmes Bad nehmen.

Kinder mit offenem Munde.
Neugeborene Kinder haben nur sel-
ten Behinderungen durch eine behinderte
Nasenathmung. Es kommt wohl auch
bei ihnen Schnupfen vor, der so hart
sein kann, daß er beim Saugen hin-
dert; auch andere Nasenerkrankungen
einfacher Art, wie Knochenverwärtun-
gen, können sich als Zeichen schwerer
Allgemeinerkrankungen einstellen.
Das Bild des Kindes aber, das in-
folge einer chronischen, anhaltenden
oder zunehmenden Verstopfung der
Nase allerlei Beschwerden und äußere
Kennzeichen aufweist, bildet sich erst
im zweiten, dritten, vierten Lebens-
jahre oder noch später.

Das erste, was die Eltern in einem
solchen Falle bemerken, ist das Schla-
fen mit offenem Munde und das
Schwarzen. Bald bleibt der Mund
hiefs offen stehen, auch bei Tage, und
leider erwacht das Kind mit der Meinung,
es liege nur eine schlechte Angewohn-
heit vor; es wird an dem Kinde herum-
genörgelt, bei gutem Willen kann es
auch kurze Zeit durch die Nase athmen,
trotz ist es aber mit dieser Selbstüber-
windung vorbei und der Mund sieht
wieder offen. Man kann sicher sein,
daß solche Kinder zu Unrecht getadelt
werden; sie können eben nicht genug
Luft durch die Nase bekommen, die
doch normaler Weise so geräumig sein
soll, daß sie in allen Lebenslagen bei
geschlossenen Munde genug Luft leicht
durchströmen läßt, ausgenommen bei
der lebhaften und raschen Athmung, die
bei erhöhter Körperbewegung eintritt.
Die Ursache dieser Erstickung der
Nasenathmung ist in der Entstehung
von Wucherungen in Nase oder Rache
zu suchen.

Den Sitz der behindernde Wuche-
rungen festzustellen, bietet dem Arzte
keine Schwierigkeiten. Am häufigsten
betrifft die Wucherung die Mandeln,
jene zwei Organe, die hinten im
Munde zu beiden Seiten des Rachen-
eingangs zu sehen sind und auch sonst
den Sitz vieler Erkrankungen bilden.
Befindet sie sich in gewuchertem Zu-
stande, so erreichen sie die Größe einer
Walnuß und berühren sie sich fast in
der Mitte. Gerade die gewucherten
Mandeln neigen viel leichter zu einer
Mandelentzündung, als Mandeln von
normaler Größe. Fast ebenso häufig
ist das Bestehen einer vergrößerten
Rachenmandel, eines ähnlichen Dru-
ses, das seinen Sitz im hinteren Theil
der Nase hat; sie läßt sich nicht ohne
weiteres sehen, da der Gaumen sie ver-
deckt, kann aber mit Spiegeln vom
Munde aus sichtbar gemacht oder mit
nach oben gebogenem Finger gefühlt
werden.

Die Behandlung kann nur in einer
operativen Entfernung der Wuche-
rungen bestehen. Diese kleinen Ope-
rationen sind recht dankbar; meist
verschwinden die Folserscheinungen
mit einem Schlage. Die Wucherun-
gen der Mandeln und Rachenmandeln
werden vom Munde aus, Polypen von
der Nase aus entfernt. Die Schmerz-
haftigkeit ist gering, da man die Haut

durch Bepinselung gefühllos machen
kann; zu einer Nasotomie wird man sich
wegen des Hantierens im hinteren
Munde kaum entschließen. Das Ent-
fernen der gewucherten Mandeln hat
auch bei Kindern und Erwachsenen,
die an häufigen Mandelentzündungen
leiden, die erfreuliche Folge, das Auf-
treten dieser Krankheit ganz oder fast
ganz abzuschneiden. Ueberflüssiger
Weise soll man das Herausnehmen der
Mandeln natürlich nicht vornehmen,
irgend welche Nachteile aber bringt es
nicht mit sich, denn die Mandeln ge-
hören zu der großen Zahl der Lymph-
drüsen, die über den ganzen Körper
vertheilt sind und die sich beim Verlust
oder der Funktionsunfähigkeit einzel-
ner gegenseitig vertreten können.

Dr. W. F.

Obstphilosophie.

Eine Schale mit schönem Obst regt
zu dreierlei Dingen an: Erstlich zum
Schmausen, dann wohl zum Malen
und schließlich zum Philosophieren.
Denn wenn der schmale Borsdorfer,
die edle Goldparmäne oder die un-
vergleichliche Reinecke auf unserer
Tafel prangen, dann ist es doch
gewiß ganz stimmungsvoll, ein
paar „Apfelweisheiten“ an sich vorbe-
sitzieren zu lassen. „Wer mit golde-
nen Äpfeln wirft, behält das Feld“,
sagt z. B. eine solche Apfelweisheit —
und nicht ohne Absicht haben wir ge-
rade diese Redensart an die Spitze ge-
stellt: Sie ist nämlich eine vornehme
Dame und darf sich eines klassischen
Ursprungs rühmen. Stammt sie doch
her aus der griechischen Mythologie
von Hippomenes und Atalante! Die
schnellfüßige Bötterin Atalante, die
durch Schönheit und Gewandtheit
weithin berühmt war, verlangte von
jedem Freier, sich in einem Wettlauf
mit ihr zu messen. Dabei mußte der
Liebende unbewaffnet vor ihr einher-
laufen, während sie mit einem Speere
in der Rechten folgte. Gelang es ihr,
ihn einzuholen, so trat ihr der Tod
aus ihrer Hand; im anderen Falle
wollte sie die Seine werden. Mit Hilfe
der Aphrodite gelang es endlich dem
Hippomenes, die Schnellfüßige zu
überlisten. Auf Anrathen der Göttin
warf er goldene Äpfel, die ihm diese
geheimlich, der Atalante in den Weg.
Die schöne Bötterin konnte es nicht
über sich gewinnen, diese kostbaren
Früchte liegen zu lassen, hob sie viel-
mehr alle vom Boden auf und verzög-
erte sich dadurch beträchtlich.

„Ehe wir uns verlassen, kamen wir
dazu, von einer schönen Jungfrau zu
sprechen. Bei diesem angenehmen Ge-
genstand können wir noch etwas ver-
weilen, denn er spielt in der Obstphi-
losophie eine gewisse Rolle. Das durch
alle Völker gehende, häßliche Frauen
so sympathisch berührende Nixtrauen
gegen allzu große weibliche Schönheit
ist es vor allem, was in den auf das
garte Geschlecht bezüglichen Apfelwor-
ten zum Ausdruck gelangt:

„Der Apfel rosethet, so ist der Sturm
darinnen,
Und ist die Jungfrau hübsch und fein, so
ist sie falsch von Zinnen,
oder:
Der Apfel siehet rot, doch sitzt ein Sturm
darin,
Die Jungfrau siehet schön, hat aber bösen
Sinn.“
Man glaubt eben die Erfahrung ge-
macht zu haben, daß gerade „die lau-
ernden Äpfel die schönsten Mädchen“
haben und die besten dagegen die „meis-
ten Wurzeln“. So schrieb auch einst Jean
Paul: „Unter den Menschen und Bors-
dorfer Äpfeln sind nicht die glatten
die besten, sondern die rauhen mit ei-
nigen Wurzeln.“ Aber trotz dieser
Warnungen können die hübschen Mäd-
chen mit dem glatten Gesichtlein ruhig
schlafen; denn wahrscheinlich gilt doch
noch lange das Sprichwort: „Nach den
schönen Äpfeln greift man am ersten.“

So wenig als an Apfelweisheiten
fehlt es unserem Volke an Birnenwör-
tern. Da gibt das eine Birnenwör-
lein den Rath, von Menschen oder Din-
gen nichts Unmögliches zu verlangen:
„Verlange keine Birnen von der Ume“
oder: „Aus einem Birnbaum kann
man nicht Milch melken“. Ein ande-
res mahnt zur Sparsamkeit: „Man
muß sich eine Birne für den Durst auf-
heben“, wieder ein anderes zur Ge-
bude: „Man muß seine Birnen reif
werden lassen“. Auch für die Frauen-
welt gibt es ein Birnenwort: „Birnen
und Frauen, die viel Geräusch machen,
sind nicht viel werth“. Und wie man
sagt: „Ein fauler Apfel macht schnell,
daß faul wird sein Gefell“, um die
angstende Wirkung des schlechten Bei-
spiels zum Ausdruck zu bringen, so
kennt man auch die Redensart: „Eine
schlechte Birne macht den ganzen Korb
faul“. Ein hübsches Birnenwort dient
auch als Wortgewand für die alte Er-
fahrung, daß der, der etwas schwer zu

Erreichendes erringt, oft fremde Kräfte
oder Hilfe dabei ausnützt oder wenig-
stens mitbenutzt:

„Wer will helle Birnen pflücken,
Ziehe einen andern auf der Hüden.“
In ähnlichem Sinne sagt man ja
auch:

„Der harte Nüsse knaden will,
Gerathet sie zwischen fremden Ringern
Die Nuss! Einst hat man sie gern
zu allerlei wehmüthigen Wortspielen
benutzt: „Eine Nuss ist selten und
höflich“, hieß es, „Erbarmenthu!“ oder
„Drei harte Nüsse muß knaden könn-
en, wer in den Himmel kommen will:
Betrübnuß, Aergernuß, Kümmernuß“. Und
wie viele heitere, schelmische, derbe
oder ironische Nusswörter gibt es
erst! Das eine nennt die Frauen:

„Nüss, Eiß, Weiber tun kein Gut,
Bisweil man auf sie schlagen tut.“

Das andere verspottet die unprakti-
sche Gelehrtheit: „Eine leere Nuss
und ein gelehrter Philosoph sind zu
Geschäften nicht zu gebrauchen“. Ein
anderes ironisches Nusswort, die preu-
sische Redensart: „Es wird nur ein
Nussknagel sein“, ist historischen Ur-
sprungs. Im Jahre 1563 unternahm
Herzog Albrecht einen Feldzug gegen
den Herzog Erich von Braunschweig,
weil dieser die Absicht geäußert hatte,
unvermuthet in die preussischen Lande
einzufallen. Albrecht setzte sich nun
auf der einen Seite der Weichsel, Erich
auf der anderen auf. Da es gerade die
Zeit der reifen Nüsse war, so vertrie-
ben sich die Heere die Langeweile da-
mit, Nüsse aufzutun. Weil das ihre
einzige Arbeit war, nannte man diesen
Feldzug den Nussknagel. Er erinnert
uns an den Flabentrieg, der 21 Jahre
früher als der Nussknagel stattfand.
Wegen des Stiefes Wurzen zog im
Jahre 1542 der Kurfürst Johann
Friedrich von Sachsen gegen den Her-
zog Moriz zu Felde. Am Palmsonn-
tag des Jahres besetzte der Kurfürst
die Stadt. Da aber durch Luther und
Philipp von Hessen der Streit auf
gütliche Weise geschlichtet wurde, so
hatten die Truppen eigentlich nichts
mehr zu tun, als sich die Osterfladen
schmecken zu lassen. Daher der Scherz-
name Flabentrieg.

Manches lustige Spottgespräch laßt
uns auch sonst noch aus unserer
Fruchtphilosophie entgegen. So heißt es
z. B.:

„Arieg“ ich nicht ein paar Rosinen
zu? sagte der Schusterjunge zum Krä-
mer. Da hatte er gefragt, wieviel Ubr
es sei oder: „Gelt, haben die Pflaumen
auch Beine? sagte der Weisfäler.
Da hatte er einen Frosch niederge-
schluckt.“

Im schwäbischen Wörterbuch findet
sich dieses Späßchen in etwas anderer
Fassung als im deutschen Sprichwör-
terlexikon. Im Schwäbischen sind aus
dem Pflaumentage Birnen, aus dem
Weisfäler ist ein Kind, aus dem
Frosch ein Krötele geworden.

Ein hübsches Scherzwort kennt man
auch in der Schweiz. Stützt dort je-
mand den Kopf in die Hand, so spielt
man auf das Stützen fruchtbehangener
Zweige an und ruft ihm zu: „Heuer
gibt's viel Obst!“

Nun müssen wir aber auch des Bor-
neuhansen gedenken, was uns der Herbst
in die hunte Obstschale legt: der köstli-
chen Weintraube! Wenn wir unseren
Lesern mittheilen wollten, daß die Rede
in vielen Sprichwörtern und Verslein
hochgepriesen wird, hieße das gewiß
Eulen nach Athen tragen (in Frank-
reich sagt man: Äpfel nach der Nor-
mandie oder Birnen nach Tours
schicken). Dagegen wird vielleicht nicht
jedem bekannt die Redensarten:
Neben lassen einen fallen bis an den
Ahn.

Aber sie ganz hinein
oder: Neben können den Bauer aus-
ziehen, aber auch wieder ansiehen.

Das hübscheste Traubenprüchlein
aber, das es gibt, ist sicher das Wort:
„Die Traube gibt Weisheit“. In einem
ähnlichen Bilde fordert man auch im
Orient zum Edelmut auf: „Sei wie
die Palme“, sagt dort ein schönes
Wort, „wenn du sie feinstigst, wirst sie
dir Datteln als Ruckfiner“.

T. v. Altmühlstädt.

Auf der Durdreise.

Alpenwirth: „Wo ist denn der
Fremde geblieben, der eben den Berg
beruntergepurzelt kam?“
Kellner: „Der hat sich gar nicht
aufgehalten; die Vorder- und Hin-
terthür standen auf... da ist er
gleich weiter gepurzelt.“

Lenoxs Mittel.

Kranter (unaussprechlich): „Doktor,
ich weiß nicht mehr, was ich machen
soll. Ich kann nicht liegen, nicht ste-
hen und nicht sitzen. Helfen Sie mir!“
Arzt (hartförschlich): „Na, wenn Sie
wirklich nicht mehr liegen stehen oder
sitzen können, so versuchen Sie's ein-
mal und hängen Sie sich!“